



VERBAZAR.

Illustrirte Damen-Zeitung.

Inhalt: An unsere Leserinnen. — Vom Handwerk zur Kunst. Von Emilie Bach. — Meine Schülerinnen. — Klavierspiel und Musikstudium. VI. Von H. Ehrlich. — Skizzen aus Varzin. Von Fedor von Köppen. Mit Originalzeichnungen von H. Lüders. (Schluß.) — In einem Tempel der Pariser Mode. — Auch ein Kapitel über Taufe und Namengebung. Von Richard Oberländer. — Wirtschaftsplaudereien (mit Abbildungen). — Correspondenz. — Inserate.

An unsere Leserinnen.

Der „Bazar“, seit einer langen Reihe von Jahren eifrig bestrebt, seinen Leserinnen im Bereiche der Handarbeit, der Mode und des Geschmacks das Beste zu bieten, und durchdrungen von der Nothwendigkeit und Nützlichkeit steten Fortschritts, erachtet es für zeitgemäß, eine Reform auf dem Gebiete der Handarbeit anzubahnen, geeignet, diese dem Alltäglichen und Mechanischen zu entrücken, sie zu veredeln und zu hervorragender Schönheit zu gestalten.

Es gereicht uns zur Befriedigung, zu diesem Ziele der Mitwirkung der auf praktischem wie literarischem Gebiete hochverdienten Frau Emilie Bach, Directrice der vom Staate errichteten höheren Fachschule für Kunststickerei in Wien, uns versichert zu haben. Frau Bach hat es sich zur Aufgabe gestellt, die Kunstarbeit früherer Epochen wieder zu beleben, die trefflichen Arbeitsarten fremder, vorzugsweise orientalischer Völker in der modernen Frauenindustrie einzubürgern und die von ihr neu eingeführten oder selbsterfundenen mustergiltigen und stilvollen Arbeiten in künstlerisch vollendeten Originalzeichnungen im „Bazar“ zur allgemeinen Kenntniß zu bringen. — Die instructive Klarheit, welche alle Schriften der Frau Bach auszeichnet, wird es unseren Leserinnen leicht machen, den Erläuterungen des neuen Lehrgangs zu folgen, und die anmuthige Form der Darstellung das Studium ihrer belehrenden Vorträge zu einem anregenden gestalten.

Die Redaction.



Fürst von Bismarck und seine Tochter Comtesse Marie.

Vom Handwerk zur Kunst.

Von Emilie Bach.

Die farbigen Stickereien, welche unsere Damen aus moderner Hausindustrie betreiben, die Canecanstickereien, Tischblumenapplicationen, die geschorenen Arbeiten, Perl- und Chenillestickereien entbehren zum größten Theil jedes ästhetischen Werthes.

Vergeblich wäre es, wollten wir Frauen uns noch länger der angenehmen Täuschung hingeben, daß Alles, was um uns her durch weibliche Hände mittelst Nadel und Faden geschaffen wird, den Gesetzen der Schönheit und dem hohen Standpunkte der Cultur entspricht, dessen wir uns erfreuen.

Alle Kunstgewerbe sind im Aufschwunge begriffen, überall wirken Museen und Kunstschulen, allerorten bemächtigt man sich, durch künstlerischen Einfluß das Handwerk zu adeln und durch die uns erhalten gebliebenen Reste einer vor Jahrhunderten blühenden Kunstindustrie dem modernen Gewerbe neue Impulse zu geben. So tritt nunmehr auch an die Frauenwelt die Aufgabe heran, in ihrer Industrie der künstlerischen Strömung zu folgen und auf zeitgemäße Reformen bedacht zu sein. Hat doch die gesammte handwerksmäßige Nadelarbeit seit dem Eintritte der Maschine in unsere Frauenindustrie jeden praktischen Werth verloren, und nur eine Arbeitsleistung, bei der Intelligenz walten, individueller Geschmack, Farben- und Formeninn zur Geltung kommen kann, hat noch Bedeutung und sowohl ästhetischen als materiellen Werth.

Dieser Erkenntniß dürfen wir Frauen uns nicht länger verschließen, wir müssen uns zugestehen, daß in unserem gewohnheitsmäßigen Schaffen eben jene Bedingungen nicht gegeben sind, und daß es einer Reform dringend bedarf.

Längst hatten einzelne Fachgelehrte, Künstler und Forscher ihre Stimme erhoben, und waren mit leiser Spott oder mit weiser Mahnung an die Frauenwelt herangetreten, sie auf das Ungenügende ihres Schaffens aufmerksam zu machen — vergeblich; denn wohl fühlten einzelne kunstsinigere Frauen die Verächtlichkeit solchen Tadel, wohl wandten sie sich feinfühlig mitunter instinctiv von den rohen Gebilden der Stickerei ab, mit welchen die Industrie den Markt überfluthet; allein Besseres schaffen, selbst nur dem Rathe der Kunstkritiker folgen und alte, gute Muster zu Vorbildern wählen, vermochte die Einzelne nicht.

Waren doch die alten guten Stickmuster meist nur in einer Technik auszuführen, welche sich für Dilettantenhand zu schwierig erwies, und oft war die Kenntniß der Arbeitsart, zu welcher alte Musterbücher anleiteten, im Laufe der Zeiten uns gänzlich entschwunden.

Die guten alten, mitunter ganz leicht ausführbaren Stickereierarten sind eben völlig in Vergessenheit gerathen, und diese wieder in Ours zu bringen, muß zunächst unsere Aufgabe sein, wollen wir zu stilvollen, edlen Mustern zurückkehren und der anspruchsvollen, wilddenaturalistischen Decorationsweise endlich entgehen.

Dies Ziel zu erreichen, will ich meinen Leserinnen behilflich sein, wenn sie die kleine Mühe nicht scheuen, meinen Erklärungen in Wort und Bild, welche ich in regelmäßiger Folge ihnen zu bieten die Absicht habe, mit einiger Aufmerksamkeit zu folgen.

Die kleine Mühe wird sich reichlich lohnen! Unter den fleißigen Händen meiner Leserinnen, die mit Nadel und Faden ausgerüstet meinen Erklärungen Stützpunkt folgen, werden neue, fremdartige kleine Kunstwerke entstehen, die an sich ganz leicht zu fertigen sind, hat man nur erst die Schwierigkeit des Anfangs glücklich überwunden. Allerdings werden meine Leserinnen, welche dem Fortschritt huldig, meiner Führung sich vertrauen und der neuen Richtung folgen wollen, vorerst auf alle grelle Farbeffekte, auf alle jene prunkenden, breitpurigen Mustern, durch welche unser Auge von Kindheit auf leider so arg verwöhnt ist, verzichten müssen.

Einfach und anspruchslos ist das, was ich lehren werde, schlicht und edel die Mustern, die mein Zeichenstift bietet; aber die einfache Arbeit ist künstlerisch, das schlichte Muster stilgerecht, und der Gesamteffekt der Handarbeit so lieblich, so wohlthuend, so in sich vollendet, daß jeder Gebildete davon befriedigt werden muß. Mit einer einfachen Technik, die auch die mindest geübte Hand ohne Schwierigkeit nachahmen vermag, will ich meinen Lehrgang beginnen; keinerlei Vorkenntnisse setze ich bei meinen Leserinnen voraus, denen ich gelegentlich auch dasjenige über die erlernte Arbeitsart und Mustern mitzutheilen gedenke, was vom kunsthistorischen Standpunkte darüber wissenswerth ist. Die Stickerei, die ich meinen geehrten Leserinnen mit Nächstem zu bieten die Absicht habe, ist eine Manier der Leinwanddecorations mit farbigen Fäden, die ehemals, vor Jahrhunderten, zur Zeit der Renaissance der großen und kleinen Künste, Gemeingut der gesammten Frauenwelt war. Die Leibwäsche, das Tischzeug, Handtücher und Bettzeug wurden auf solche Weise in reizender Linienführung stilgerecht geschmückt, und weil uns von dieser Arbeitsart, von der so wenig Ueberreste erhalten sind, am deutlichsten Gemälde aus jener Zeit, vorzugsweise aber die Meisterwerke des jüngern Holbein Kunde geben, nenne ich diese Arbeitsart:

Holbein-Technik.

Mit bewundernswerther Treue hat Holbein's Pinsel die Technik und deren originelle Muster auf seinen Gemälden verewigt, auch eine reizende Eigentümlichkeit dieser Stickereimanier betont und treulich wiedergegeben, die klassisch schöne Eigenschaft der Arbeitsart nämlich: Von beiden Seiten gleich wirkend zu erscheinen, so zu sagen, zwei rechte Seiten zu präsentieren.

Welcher Vortheil aus dieser Eigentümlichkeit der Holbein-Technik unseren gewöhnlichen Stickereimethoden gegenüber resultirt, wird jeder Leserin sofort klar werden, wenn sie sich vergegenwärtigt, wie ihre bisher gefertigten Stickereien alle eines Futterstoffes bedürfen, um die unschöne Rückseite der Arbeit dem Blicke zu entziehen, wie ihre ungefüllter bleibenden Stickereien, mit denen sie den Theelich schmückt, die Tassendecken, die Obst- und Theeservietten, sofort entstellend erscheinen, wenn eine Ecke sich umschlägt, wenn die durch wirre Fäden und Knoten gekennzeichnete Rückseite sichtbar wird, oder wenn bei festlicher Gelegenheit der servierende Diener — zum

Schrecken der Hausfrau — dem Gaste die Rückseite der gestickten Tassendecke auf dem Theebrette obenauf präsentiert.

Wie mancherlei reizende Handarbeit sich überdies mittelst der Holbein-Technik schaffen läßt, die in anderer Arbeitsart unausführbar erscheint, werden meine geehrten Leserinnen erst im Laufe der Zeit erkennen, wenn sie in der neuen Technik geübt, leicht und freudig darin zu schaffen gelernt haben werden.

Mancher Gegenstand der Toilette und des Hausgebrauchs, der bis heute noch ungeschmückt oder farblos blieb, weil man es nicht verstand, ihn in ästhetischer befriedigender Weise farbig zu decoriren, wird nunmehr in den Bereich der weiblichen Handarbeit gezogen werden, wird während der Ausführung Gelegenheit zu angenehm anregender Arbeit bieten, und vollendet, ein werthvolles Product weiblicher Kunstindustrie sein. Die Fertigkeit, welche diese Technik voraussetzt, ist eine äußerst geringe; jede meiner geehrten Leserinnen, die eine gewöhnliche Tapissierarbeit herzustellen vermag, ist zu deren Ausübung befähigt, wenn sie nur erst die Lösung des kleinen Räthsel, in welcher Art die Doppelwirkung dieser Technik zu erzielen ist. Diese Lösung aber, welche — was jetzt unbegreiflich, fast unmöglich scheint — in Wort und Bild sofort klar zu machen und demnächst meinen geehrten Leserinnen zu bieten ich mir vorbehalte, wird dieselben überzeugen, daß die Sache so einfach ist, wenn man sie eben kennt, das Räthsel so spielend zu lösen, wenn man den Schlüssel hat, die Punkte so leicht zu treffen, wenn man sie weiß — genau, wie das Ei des Columbus!*)

*) Nummer 1 des neuen Jahrgangs wird den Anfang der „Holbein-Technik“ bringen.

Meine Schülerinnen.

„Ein Gang durch die Schule?“ fragt die Leserin und zuckt die Schultern. Harte, hölzerne Bänke, schwarze Tafeln, blaue Pefte und lange, ernsthafte Gesichter der Lehrer und Lehrerinnen tauchen vor ihr auf — „durch die Schule? Ja, wenn ich aufgefordert würde zu einem Gang durch den thaufrischen Wald am Frühlingmorgen, oder durch helleuchtete Säle, zu Concerten und Bällen — aber“ — „Aber versuche es nur einmal, liebe Leserin — versuch' es, auch auf diesem Wege blühet manche Blume. Komm! Heute ist zudem ein besonders wichtiger Tag, der Freitag vor Palmsonntag. Zeugnisse werden vertheilt, und die Schülerinnen, welche übermorgen vor dem Altar des Herrn ihren Taufbund erneuern sollen, nehmen Abschied. Alles ist in großer Erregung, wir haben noch ein halbes Stündchen Zeit, bevor die Schulglocke uns in den Saal ruft. Tritt also ein, wir wollen nach der Ordnung beginnen. Sieh hier meine fünfte Classe! Hier walten nur noch die Liebe, der Respekt kommt später. Die kleinen fünf- bis sechsjährigen Mädchen stehen plaudernd, Butterbrod essend (obgleich die Zwischenzeit noch nicht da ist), auch wohl eine Lieblingssuppe im Arm, umher. Sie reden ihre Lehrerin noch mit: Du, Fräulein, an und weihen sie in die tiefsten Familiengeheimnisse ein. „Du,“ sagte neulich eine Kleine zu einer nicht mehr ganz jugendlichen Lehrerin, deren Mund keine ganz ununterbrochene Perlenreihe aufzuweisen hatte, „Du, mein kleiner Bruder hat schon acht Zähne, Du hast auch schon einige, Du wirst bald noch mehr bekommen.“ Hier bringt eine zärtliche Mutter selbst ihr weinendes Töchterlein, das heute lieber die freie Luft genießen möchte, als den Wissenschaften leben; der Blumenstrauch in ihren Händen bittet um Gnade für dies Vergehen. Einige üben mit lauter Stimme: m—a—ma—mama, andere im strengsten Tacte: bin nicht mehr klein, ich bin schon groß, lern' lesen, rechnen, schreiben, sitz' nicht mehr auf der Mutter Schoß u. s. w. Hier die vierte Classe! Wir sind dem Ernst des Lebens schon einen Schritt näher getreten. Die kleinen Quartanerinnen sitzen ehrenfest auf ihren Plätzen, die runden Gesichtchen mit den glatt geseitelten Haaren eifrig über ihr Lesebuch, ihren Stolz, geneigt; sie haben die Fibel hinter sich, sie können lesen! Diese Classe zeichnet sich stets durch Artigkeit, Fleiß und Gehorsam aus, die Bewohnerinnen derselben sehen ihre Lehrerinnen als unfehlbare Wesen an, die nie müde und matt werden, die Alles wissen und können, sich niemals irren, unumschränkte Vollmacht besitzen, und denen es die größte Freude ist, wenn auch am Sonntage ihre Schülerinnen zu ihnen kommen, um zu lernen. Natürlich, daß dieser Autoritätsglaube gute Früchte trägt und die vierte Classe sich an wichtigen Tagen stets durch ihre Zeugnisse auszeichnet. In der dritten Classe herrscht schon eine freiere Lebensanschauung; wahrscheinlich weil die Tertiauerinnen sich in den Geographiestunden bereits eine große Weltkenntniß erworben, in der Geschichte tiefe Blicke in den menschlichen Charakter gethan und durch die französische Literatur Freiheitsideen in sich aufgenommen haben. In einigen demokratischen Köpfchen taucht nämlich die Ansicht auf, daß auch Lehrer und Lehrerinnen nicht allwissend und unfehlbar, sondern eben auch nur menschliche Wesen sind. Dessenhalb wagt man diese Gesinnungen allerdings noch nicht zu zeigen, sie werden da sogar noch streng geleugnet. Wie höflich erheben sich die Tertiauerinnen bei unserm Eintritt, noch steht die Dynastie auf festen Füßen! Untereinander halten die Höheren der dritten Classe treu zusammen, aber mit der zweiten Classe leben sie dauernd in Streit. Die Dritte wird sich nun und nimmer von der Zweiten etwas befehlen lassen, sie, die in der Declamation Schiller'scher Balladen mindestens ebenso groß dastehen würde — wenn ihnen letztere nicht noch verbotene Waare wären.

Wir treten in die zweite Classe! Jetzt bitte ich Dich um Dein ernsthaftes Gesicht, um Deine strengste Miene, denn sieh, diese lang aufgeschossenen, kühn blickenden Secundanerinnen sind, verzeihe den Ausdruck, in den sogenannten Flegeljahren. Eine etwas tumultuariöse Unterhaltung wird durch unsern Eintritt unterbrochen, einige der jungen Damen erblickt Du sogar unter dem Tische, statt an demselben, auf Deine Frage jedoch, was sie da suchten, antworten alle einmüthig, sie „überhörten“ ihre Aufgaben und hätten heruntergefallene Bücher auf. Wogegen sich Nichts sagen läßt! . . . Diese Classe ist der Schrecken aller Unterlehrer und Lehrerinnen, denn hier passieren räthselhafte Dinge. So wird die ganze Classe zuweilen, besonders bei schwierigen Stellen im Französischen oder Englischen, vom

heftigsten Riesen befallen. Neulich, als der Rechenlehrer ein Exempel, das die Schülerinnen ganz und gar nicht begreifen konnten, an der Wandtafel erklärte, stand dasselbe plötzlich durchaus richtig auf seinem breiten Rücken, und Niemand wußte, wie es dahin gekommen war! Doch sind die jungen Damen sehr wißbegierig, sie thun oft so tiefdurchdachte Fragen, daß kein Lehrer sie zu beantworten vermag. Augenblicklich ist es strenges Geheiß unter ihnen, daß Jede irgend etwas Nothes an sich trage. Wehe ihr, die dieses Ordnungszeichen vergißt, eine peinliche Geldbuße nur kann diese Nachlässigkeit sühnen. Die Verwendung dieser Strafgedelber führt dann wieder manche Klage der Lehrer herbei. Doch genug von den Nothen! nur das will ich noch sagen, daß sie sowohl im Declamiren von Heldengedichten, wie in originellen Aufsätzen sich auszeichnen. — Jetzt bitte ich Dich, bei den Primanerinnen einzutreten. Du hast nur eine Schwelle überschritten und doch einen großen Schritt gethan. Erröthende junge Mädchen begrüßen Dich mit salongerechten Verneigungen, mit niedergeschlagenen Augen. Du kannst sie in drei Sprachen anreden, in ihrer Muttersprache, Englisch, Französisch, sie werden Dir eine richtige, wenn auch etwas leise Antwort geben. Nachsitzen, Strafarbeiten kennt man hier nicht mehr, es herrscht zwischen den Primanerinnen und Lehrerinnen ein freundschaftliches Verhältnis. Hier werden Freundschaften für das Leben, ja über das Leben hinaus geschlossen, zuweilen findest Du auch Zettel, worauf von unverständlichen Herzen, verborgenen Schmerzen, Mondschein und Blauweilchen steht. Ein Hauch von Sentimentalität weht in diesen Räumen. Doch haben die holden Bewohnerinnen derselben auch Sinn für Heldengröße. Besonders gern lesen und declamiren sie aus der Jungfrau von Orleans, und manche fühlt im tiefsten Busen, daß auch sie die Ketterin ihres Vaterlandes werden könnte. Doch auch der Prosa wird ihre Ehre. Sieh dieses Duzend Hemden, dies schön gestickte Taschentuch, diese regelrecht gestrickten Strümpfe. Wer, unterbrichst Du mich, ist jenes schöne Mädchen mit der hohen, schlanken Gestalt, dem reichen blonden Haar, dem strahlenden blauen Auge, der feingebogenen Nase und dem Munde, so klein und voll, gleich einer Rosenknospe? Daß sie den höhern Ständen angehört, sieht man auf den ersten Blick. Vergebung, liebe Leserin, Du irrst Dich, ihr Vater ist zweiter Beamter mit einer kleinen Einnahme und einer großen Familie. Aber schön ist Agathe, und stolz und edel wie ihr Aussehen ist auch ihr Charakter. Kein unlauterer Gedanke ist hinter dieser reinen, weissen Stirn gedacht, keine Lüge hat je diesen kleinen Mund beslekt, aber — noch hat auch Niemand eine Bitte um Verzeihung aus demselben gehört. Auch eitel ist Agathe. Als ihre Mutter sie vor zehn Jahren zur Schule meldete, wollte die Primanerinnen von damals den kleinen blonden Engel natürlich heftig verziehen, doch wies dieser es mit großer Energie zurück, er wollte auf eigenen Füßen stehen. Dies gelang Agathe nur zu gut. Das Lehrpersonal nannte ihr Betragen, ihren Fleiß untadelhaft, doch ihre Mitschülerinnen schlossen sich nicht an „Ihre Gnade“ an, wie sie Agathe spottweise nannten. Doch ein treues Herz ist ihr in Bewunderung und Liebe ergeben, ihre Nachbarin, Clara. Sie ist einen guten Kopf kleiner, als Agathe, hat ein rundes, frisches Kinderantlitz, Grübchen in den Wangen; die tiefblauen Augen zeigen Herzengüte und Verstand. Sie ist eben so wirtschaftlich als wissenschaftlich gebildet, namentlich lobenswerth ist ihre Bescheidenheit und Sanftmuth, weswegen ihre Mitschülerinnen sie „Weilchen“ nennen. Auch das Schicksal scheint den Freundschaftsbund zwischen Ihre Gnade und Weilchen zu begünstigen. Beide nämlich treten demnächst ihre Stellung als Erziehern auf dem Rittergute D. an. Agathe bei dem Besitzer desselben, dem Grafen V., Clara bei dessen Verwalter. Die Väter Agathens und Clara's sind Collegen, die äußeren Verhältnisse ziemlich dieselben. Wie wird sich das Loos der beiden jungen Mädchen gestalten? Die sanfte Clara wird sich gewiß Liebe erwerben und sich in der bürgerlichen Familie heimisch fühlen. Aber Agathe? Wird ihr stolzes Herz nicht manche Kränkung, manche Demüthigung in jenen Kreisen erfahren? Zur Seite der sanften, nachgiebigen Clara habe ich die sprudelnd lebendige, ewig unruhige Bertha gesetzt. Wie ihr braunes, krauses Haar sich durchaus nicht in eine feste, glatte Flechte zwingen läßt, sondern in hundert wirren Böcken um ihren Kopf hängt, so fügt sich ihr Wesen keiner festen Ordnung. Die lebhaften, braunen Augen schweifen von einem Gegenstande zum andern, ihre Finger sind in steter Bewegung, entweder zerstören sie spielend etwas, oder sie schaffen in rasender Geschwindigkeit Strümpfe und Hemden fertig. Ihr Wissen ist trotz ihrer guten Anlagen mangelhaft, alle Zahlen der alten und neuen Geschichte schwirren ihr durcheinander, ebenso die französische und englische Sprache; in ihrem Kopfe, wie in ihrem Charakter gährt noch ein Chaos. Bertha opfert sich auf für ihre Freundin, verlangt aber auch, daß diese nur für sie leben soll, und ist daher oft acht Tage ohne Freundin. Als sie noch in der dritten Classe war, gab sie lange Zeit ihr tägliches Brod einem kleinen Bettelknaben, der ihr treulich auf ihrem Schulwege begegnete, und hungerte mit Freuden für ihn. Bald brachte er mehrere gleichgestimmte Freunde mit, und da Bertha's eigener Vorrath nicht ausreichte, so mußte Rath geschafft werden; es verschwanden in dieser Zeit unbegreiflicher Weise oft Butterbrode aus den Tassen und Butterbrodboxen — heftige Reue und heiße Thränenströme tilgten diese kindische Schuld. Bertha führt den Namen „der Vulkan“, aber auch den schöneren „die Gefälligkeit“. Sie hat sieben jüngere Geschwister, die sie glühend liebt und mit denen sie dennoch in beständigem Kampfe lebt. Um einen Ausbruch des Vulkanes zu verhindern, habe ich auch an die andere Seite desselben ein Mädchen von ruhigem, kühlem Wesen gesetzt. Die gerade, entschiedene Haltung, die kleinen, ruhigen, grauen Augen, die etwas grobe und spitze Nase, sowie der feste, festgeschlossene Mund zeigen, daß Hedwig Charakter besitzt. Sie ist die einzige Tochter einer sehr achtbaren Pastorenwitwe und wird von derselben streng kirchlich erzogen. Die ganze häusliche Einrichtung, sowie der Anzug von Mutter und Tochter zeichnen sich durch Einfachheit, Sauberkeit und Unmodernheit aus, stets: Grau in Grau. Trotz der geringen Pension bezahlen Mutter und Tochter Alles sofort baar. Sie besorgen sämmtliche Hausarbeiten allein, dabei ist Hedwig eine vortreffliche Schülerin. Vergnügungen, Concerte, Theater, oder gar ein Ball existiren nicht für sie, ein Spaziergang ist schon Zeitverschwendung. Dagegen haben sie täglich lange Haus-

andachten, wie wird das Tischgebet vergessen, am Sonntag wird zweimal die Kirche besucht, mag es stürmen und schneien. Hedwig ist streng gegen sich selbst, aber auch gegen ihre Mitschülerinnen, die ihr deswegen den Namen „Tugendpiegel“ gegeben haben. Beleuchtet nun dieser Tugendpiegel einmal gar zu hell die Schwächen und Fehler ihrer lieben Mitmenschen, so tönt ihr auch wohl der Name „Pharisäer“ entgegen. In der Theologie könnte Hedwig schon jetzt ein Examen bestehen, und da sie so bibelfest ist, wollen wir hoffen, daß ihr auch die Worte nicht fremd sind aus 1. Corinth, Kap. 13. — Neben Hedwig erblickt Du zwei Schwestern, Martha und Marie. Welche ist Martha und welche Marie? Ja, liebe Leserin, das kann ich Dir aus dieser Entfernung selbst nicht sagen. Sieh zu, Martha trägt kleine goldene Ohrringe, Marie dagegen silberne, denn nur daran können andere, als der Mutter Augen die runden, blauäugigen Zwillingsschwestern unterscheiden. Ihre Schulnamen Dir zu nennen, habe ich wohl nicht nötig, als gute Freundin Fritz Reuter's errätst Du dieselben. „Lining und Mining, de beiden litten Drufpappel“, Töchter eines vermögenden Gutsbesizers, waren hier in Pension gegeben und haben eine tüchtige Schulbildung erlangt. Ihre Mitschülerinnen bedauern ihr Weggehen sehr, denn sie haben denselben das Leben durch Freundlichkeit, durch schöne ländliche Produkte, Blut- und Grützwärste, Landbrod, Kefsel, Birnen und dergl. verschönert und in den Ferien der Reihe nach eine Freundin mitgenommen, die dann immer einige Pfunde schwerer wiederkehrte. Neben Lining und Mining erblickt Du Auguste, die Tochter eines wohlhabenden Kaufmannes. Eine Orientalin, könnte man denken, wenn man den dunklen Teint, das dicke, blauschwarze Haar, die schwarzen, mandelförmig geschnittenen Augen mit den hohen, feinen Brauen, die scharf vortretende Nase betrachtet. Ich will Dir nur gleich ihre Fehler gestehen; Auguste ist unpraktisch, eine Tasse Thee oder gar ein Gericht Kartoffeln können ihre zarten Hände nicht bereiten; liegt etwas am Boden, so schreit ihr schlanker Fuß darüber hinweg, sie denkt nicht daran, es aufzuheben. Sie bringt ihre Lehrer oft zur Verzweiflung, Leonidas und die Thermoquellen verlegt sie nach der Schweiz, die Donau fließt in Italien. Der Rechenlehrer wäscht seine Hände in Unschuld, wenn Auguste confirmirt wird, ohne das Einmaleins zu wissen. Doch hat sie auch ihre Freunde, Mozart und Beethoven; der Kapellmeister nennt sie seine beste Schülerin, die Musik ist ihre Welt. Wenn Augustens mächtige, wundervolle Stimme erschallt, zerfließt die ganze Schule in Wehmuth und in Lust, selbst Secunda's trogige Herzen beugen sich ihr. Daher, vertraute mir neulich eine Kleine an, heißt Auguste auch Nachtigall, „sie singt so schön und ist außerdem auch häßlich, die Nachtigall sieht grau aus und Auguste so gelb“. Aber noch einen andern Namen führt Auguste: „Die große Zukunft“. Als nämlich den Primanerinnen in der Literaturlunde geboten wurde, den Pegasus zu besteigen, brachte Auguste folgende Errungenschaft mit: „Mir träumt von einem schönen fernen Land, Von einer großen Zukunft voller Glanz, Nicht nach der Myrthe streckt sich meine Hand, Wohl aber nach dem grünen Lorbeerkranz.“ — Neben Auguste sitzt Anna, der Liebling der ganzen Schule. Weswegen sie dies ist, kann ich nicht sagen, ebenjowenig ihren Charakter schildern. Ich will einige ihrer unzähligen Namen für sie reden lassen: „Wabröschen, Koltibri, Puf, Schmetterling, Lerche.“ Wenn Anna Dich anschaut mit den süßen, glänzenden Augen, von denen das eine um eine Schattirung dunkler ist, als das andere, wenn ihr lieblicher, schelmischer Mund eine Bitte ausspricht, so kannst Du ihr dieselbe nicht abschlagen. Ihre runden Wangen sind die rosigsten in der ganzen Classe, obgleich sie bei einer geizigen Tante die schmälste Kost erhält. Sie hat schon früh ihre Mutter verloren, ihr Vater, ein talentvoller, aber leichtsinniger Mann, ist nach Amerika gegangen und, wie er schreibt, auf dem Wege, steinreich zu werden, in zwei Jahren soll Anna ihm nachkommen. Ihre unzähligen Freundinnen weinen schon jetzt bei diesem Gedanken. — Anna wird zu jeder Geburtstagsfeier ihrer Mitschülerinnen eingeladen, obgleich sie dies nie erwidern, nie ein kleines Geschenk machen darf; in ihrem Rattunkleidchen ist sie stets die begehrteste Tänzerin in den Tanzstunden, Augustens dunkle Locken sind, seit sie Anna's Nachbarin ist, stets mit einem Lorbeerblatt, wenn auch nicht immer mit einem grünen, geschmückt, ihre Exempel sind richtig, und in die Zahlen kommt mehr Ordnung. Dafür unterrichtet Auguste Anna in der Musik, und es ist eine Freude, Nachtigall und Lerche miteinander singen zu hören. Die Kleinen kommen mit allen ihren Anliegen zu Anna, keine kann die engsten Ueberschuhe so schnell, ohne ihnen wehe zu thun, anziehen, keine kann sie so sorgsam in Mantel und Schal einhüllen, wie Anna, und wenn dann zu Hause das Hütchen abgenommen wird, jedesmal eine Ueberraschung durch einen neuen Papierhut! Müller und Schulze, der Weihnachtsmann oder der Schornsteinfeger mit seiner Leiter! Wo Anna weilt, flieht die Vange weile, da herrscht Sonnenschein und Frohinn, und doch — selbstamer Widerspruch des menschlichen Herzens — alle Auflässe der heiteren Anna enden mit einem grünen Hügel und einem Bergföhneinricht!

Doch da läutet die Schulglocke, ich muß in den Saal, Zeugnisse werden verlesen, die Abschiedsstunde meiner lieben Confirmantinnen hat geschlagen. So ziehet denn in Gottes Namen hin in das bunte, reiche Leben! Und Du, liebe Leserin, wenn Du einigues Interesse für meine Schülerinnen gewonnen hast, so guck einmal wieder ein, gern erzähle ich Dir mehr von ihnen.

Emilie Burg.

Clavierpiel und Musikstudium.

Von H. Ehrlich.

VI. Bach und Händel.

Diese beiden Großmeister der Tonkunst haben vor Haydn, Mozart und Beethoven gelebt; vom Standpunkte der geschichtlichen Zeitrechnung mußte ich also von ihnen früher sprechen, als von diesen; aber vom Standpunkte des Musikstudiums glaube ich ihren Werken erst näher treten zu dürfen, wenn ich zuvor den Sonaten Haydn's und Mozart's einige Betrachtungen gewidmet hatte.

Denn wenn der Fächmeister, der zugleich mit der praktischen Handhabung seines Instruments auch die Theorie seiner Kunst studirt, Bach's und Händel's Werke studiren kann, selbst wenn er sie technisch noch nicht zu bewältigen vermag, so bedarf dagegen der Dilettant einer ziemlich langen Vorbereitung durch das Studium der klassischen Meister, bevor ihm der musikalische Inhalt jener hehren Schöpfungen einigermaßen erkennbar wird. Sie sind fast sämtlich in der contrapunktischen Form geschrieben, die bis zur zweiten Hälfte des verfloffenen Jahrhunderts in der Instrumentalmusik die allgemein gebräuchliche war. In neuerer Zeit aber, in welcher die strenger Formen selbst bei den drei oben genannten Classikern nur in der Kirchenmusik oder bei besonderen thematischen Durchführungen verwendet wurde; in welcher dann die romantische Schule von der contrapunktischen Form fast ganz abfiel und die Eingebungen des Gefühls als oberste Norm auch für die äußere Kundgebung des Kunstwerks annahm; in welcher dann einerseits die sentimentale Richtung sich entwickelte, die bis zum leeren geistlosen Geklingel ausartete, andererseits die Mannigfaltigkeit der Form bis zur genial sein sollenden Formlosigkeit ausgebildet ward — trat auch das Bedürfnis der Dilettanten nach Kenntniß einer Form, die so wenig verwendet wurde, immer mehr in den Hintergrund, und mit ihm auch das Verlangen nach gründlicher theoretischer Bildung der Lehrer. Nun ist aber seit einigen Jahren der Drang nach dem Studium Bach's erwacht und im Zunehmen begriffen — aber es wird gewissermaßen doch auf denselben Fuße betrieben wie das anderer Classiker, die ihre musikalischen Gedanken in viel weniger strenge Formen kleidet haben, und daher möchte ich vor Prüfung der Hauptpunkte mir einige allgemeine Bemerkungen erlauben.

Es ist nicht zu leugnen, daß die Vorliebe für die klassische Musik, besonders die für Bach im Ganzen auf einer sehr gesunden Grundlage ruht; doch darf auch nicht verschwiegen werden, daß sie hie und da fast den Anstrich einer Mode gewonnen hat, bei der mehr auf das „Man trägt's jetzt so“ als auf die wahrhafte Begründung und Erkenntniß des künstlerischen Inhaltes ankommt. Besonders bei manchen jungen Damen zeigt sich die seltsame Erscheinung, daß sie mit Vernachlässigung der anderen Classiker nur Bach und von diesem auch nur das Schwerste spielen wollen. Nun läßt sich aber behaupten, daß wenn jede Einseitigkeit überhaupt schon von einer fehlerhaften Ausbildung des Geschmades zeigt, Einseitigkeit in der klassischen Richtung und in der Sucht nach dem Höchsten ohne die gehörige notwendige stufenweise Vorbereitung geradezu verkehrt ist. Eine Toccate von Bach ist kein Rigiberg, auf welchen man jetzt mit der Eisenbahn fährt, um sich dort den Sonnenaufgang mit aller Bequemlichkeit anzusehen und dann wieder hinabzufahren, sondern sie ist ein tief im Schachte liegendes Gold, nach dem derjenige, der es sehen und besitzen will, selber graben muß — oder wenn die Leserin das Gleichniß von den Schweizer Bergen festhalten will, längerer Uebung im Steigen gelangen kann; der Führer ist nothwendig, um den richtigen Weg zu zeigen und um die Kraft zu unterstützen, aber sie zu geben und zu entwickeln vermag er eben so wenig, als der beste Musiklehrer einer Dilettantin, die noch wenig Compositionen in strenger Form studirt hat, eine Bach'sche oder Händel'sche große Suite oder Fuge nur einigermaßen gründlich einzustudiren vermag; denn hierzu ist nothwendig, daß der Lernende eine gewisse Kenntniß des Baues habe, und diese läßt sich ebenfalls ohne eine gewisse stufenartige Vorbereitung und Entwicklung nicht beibringen.

Wenn ich nun sagen soll, welche Werke Bach's die gehörig vorbereitete Musikfreundin vorzugsweise studiren möge, so ist meine Verlegenheit keine geringe. Denn wie Beethoven hat Bach außerordentlich wenig Werke geschaffen, von denen gesagt werden könnte, sie seien nicht hochbedeutend, die Kenntnißnahme derselben wäre gleichgültig. Im Gegentheil! Wenn man glaubt, Alles oder doch das Schönste zu kennen, dann findet sich wieder irgend ein Werk, das man noch gar nicht oder nicht genug studirt hat, und das neue, ganz ungeahnte Schönheiten bietet. Nun hat Beethoven 137 Werke geschrieben, von denen manches wieder mehrere ganz für sich bestehende Compositionen enthält (wie z. B. op. 1 drei Trio, op. 10 drei Sonaten, op. 18 sechs Quartette u. i. w.), so daß bei der Berechnung jeder einzelnen Composition als Werk die oben angeführte Zahl um ein Drittel höher anzugeben wäre. Aber die Schöpfungen Bach's sind bisher noch ungezählt und zahllos. Was dieser unerreichte und in seiner Art unerreichte Meister von seinem zwanzigsten Jahre bis zu seinem irdischen Ende in einem Zeitraum von fünfundvierzig Jahren geschrieben hat, bildet eine sehr große Bibliothek für sich und enthält in der übergroßen Mehrzahl Meisterwerke. Und zwar sind gerade die herrlichsten derselben erst lange nach seinem Tode bekannt worden. Denn er selbst, der große und fromme Mann, hatte sie nicht geschrieben, um Gewinn damit zu erlangen, nur zur Ehre Gottes und seiner Kunst; er schrieb sie, und legte sie hin, ohne weitere Schritte zu thun, auf die sie zur öffentlichen Kenntniß gelangten. Gar viele seiner herrlichsten Schöpfungen, welche jetzt die ganze musikalische Welt mit Staunen und Verehrung erfüllen, hat Bach selbst nie gehört — sie sind bei seinen Lebzeiten nicht aufgeführt worden. Er war ein Zukunftsmusiker in der vollsten Bedeutung des Wortes.

Ein Vergleich zwischen Bach und Händel dünkt mir unstatthaft. Aber da selbst große Gelehrte wie Gerwinus und Chrysanther in ihren Schriften über Händel diesen über alle Componisten gestellt haben, während wieder Andere wie z. B. Niehl in Bach den Vorläufer, ja fast den Begründer der ganzen neueren Richtung erblicken wollen, so möchte ich hier die Musikfreundin vor der Einseitigkeit warnen, die gar oft ein besonderes Privilegium der Gelehrten ist, wenn sie über Musik schreiben. Was Goethe über sich und Schiller sagte: „Die Deutschen sollten froh sein, daß sie zwei solche Kerle besitzen“, läßt sich auch mit vollem Rechte auf Bach und Händel anwenden. Dagegen wird ein Blick auf ihre äußeren Lebensverhältnisse und eine Vergleichung derselben den Schlüssel zu manchem Räthsel ihrer künstlerischen Entwicklung und Eigenthümlichkeit bieten.

(Schluß folgt.)

Skizzen aus Barzin.

(Mai 1875.)

Von Fedor von Köppen.

Mit Originalzeichnungen von H. Lüders, welche für den Bazar nach der Natur aufgenommen wurden.
(Schluß.)

Unter den Dorfleuten lebt noch die „alte Gräfin“, die Mutter des früheren Besitzers, durch ihre Wohlthätigkeit und Leutseligkeit in dankbarer Erinnerung. Dieser Segen, der aus dem Mäntel edler Frauen hervorgeht, ist dem Dorfe auch unter der neuen Herrschaft geblieben, und es ist, als ob man an den freundlichen Sitten, der gutmüthigen Weise der Leute die Spuren dieses Einflusses erkännte.

Wohl bei keiner Veranlassung tritt das Verhältniß der Herrschaft zu den Dorfleuten amuthender hervor, als bei Gelegenheit des Erntefestes, der sogenannten „Aust“. Während noch unter den regsamten Händen der Schnitter die Garben sich thürmen, und Wagen auf Wagen, schwer beladen mit den Früchten des ländlichen Fleißes, zum breiten Thore der Scheune hineinschwanken, halten bereits die Mägde auf dem Felde Zwiesprache, welche von ihnen heuer zu der Ehre kommen wird, der Herrschaft die Erntekrone zu überbringen. Der Hofmeister, d. h. die mit der Aufsicht der Dienstleute auf dem Hofe betraute Person, hat unterdessen im Stillen Erkundigungen eingezogen und wählt ein ordentliches, fleißiges Mädchen von gutem Rufe und einigem Ansehen unter ihres Gleichen zur Ehrenjungfrau. Sie stellt gleichsam die Ehre des Dorfes vor, die in der treuen Arbeit beruht. Vor den Hausthüren treffen sich Abends die Mägde und überlegen die Verje, welche die Jungfer bei Ueberreichung der Krone zu sprechen hat. Einige haben von früheren Erntefesten noch ein paar Reimprünge im Gedächtniß behalten, die auch für dieses Jahr passend zurecht gemacht werden; neue Verje werden dazu erfonnen und angehängt. Das Ganze wird zuletzt vom Schulmeister corrigirt.

Endlich ist der Festtag herangekommen. Unter den fröhlichen Klängen der Dorfmusik, die von einem ehemaligen Trompeter der Blücherischen Husaren dirigirt wird, setzt sich der Zug die Dorfstraße hinab nach dem Gutshofe in Bewegung. Auf einer hohen Stange trägt die Ehrenjungfrau die aus Aehren geflochtene, mit bunten Bändern und Schleifen verzierte Erntekrone wie eine Standarte voran. Dann folgen paarweis die Mägde und Burtsden in ihrem Sonntagsstaate. Die ersten führen mit bunten Bändern gepunkte Rechen auf der Schulter und Kränze von Feldblumen im Haar. Die Burtschen schwingen im Vorgefühle der Festfreunde schon unterwegs jauchzend ihre behängerten Hüte. Auf dem Gutshofe wird im Halbkreise, die offene Seite nach dem Schlosse, Aufstellung genommen. Der Fürst, die Fürstin, Gräfin Marie, gewöhnlich auch Graf Bill, der von Schlawe herübergekommen, erscheinen auf der Freitreppe, von einem dreifachen Tische der Dorfmusik und mit fröhlichem Schwingen der Hüte begrüßt. Darauf tritt die Sprecherin mit der Erntekrone vor. Es ist ein hübsches junges Mädchen von siebzehn Jahren, mit blonden Haaren und blauen Augen, aus denen sie munter und unbefangene ihre Herrschaft anblickt. Sie weiß nichts von dem mächtigen Reichskanzler, sie kennt den Fürsten nur als ihren gnädigen Herrn, dem Jedermann im Dorfe die größte Verehrung zollt. Deshalb spricht sie zwar mit etwas podendem Herzen, aber dreister und freier, als irgend ein Abgeordneter auf der Reichstagstribüne, ihre Verje her. *)

Hier bringen wir den Erntekranz,
Mit Freude, Dank und Singen.
Daß Gott der Herr in Sonnenglanz
Die Ernte ließ gelingen.
Wohl dem, der auf den Herrn vertraut,
Der Ernte Segen sagt es laut!
So mög' uns denn der liebe Gott
Den Segen auch erhalten,
Daß wir nach seinem ersten Gebot
Uns immer wohlverhalten,
Abgemäht und eingefahren,
Ist auch schon der letzte Haalm.
Darum soll Gott die Ehre haben,
Daß wir ihm singen einen Psalm:
Gib, daß ich thu' mit Fleiß,
Was mir zu thun gebührt,
Wozu mich Dein Befehl
In meinem Stande führt.
Gib, daß ich's thue bald
Zu der Zeit, da ich soll,
Und wenn ich's thu', so gib,
Daß es gerathe wohl!
So möge nun viel Heil erblich'n,
Viel Gnade Hof und Land umzieh'n,
Das gebe Gott durch den Gesang,
Dafür sing' ich ihm Lob und Dank
Und sag' auch un're Herrschaft Dank,
Sie mögen leben noch recht lang
Und glücklich und zufrieden sein
Und sich noch vieler Ernten freu'n!
Sie möchten das Kränzlein auch wohl verwahren,
Es ist vom Schönsten, was die Erde geboren,
Ist nicht von Distein, nicht von Dorn,
Es ist von schönem, reinem Korn.
Ich wünsche Seiner Durchlaucht ein schwarzbraunes Pferd,
Damit er kann reiten durch Feuer und Schwert,
Und einen Degen in seine Hand,
Damit er kann kämpfen fürs Vaterland!
Ich wünsche Seiner Durchlaucht einen grünen Tannenwald,
Darin er kann spazieren fahren sein Lebelang.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht ein hohes Haus,
Auf allen Hünen bauen die Vögel sich Nester darauf,
Von Rosen das Dach, von Myrthen die Thür,
Von Gold und Silber ein Kiesel dafür;
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht ein schwarzseidenes Kleid,
Damit Sie kann leben mit Ihrem Mann in Fried' und Einigkeit.
Ich wünsche Ihrer Durchlaucht einen Rosenkranz,
Damit Sie kann viele Freunde von Ihren Kindern erwarten,
Ich wünsche der gnädigen Comtesse ein weißseidenes Bett,
Darin sie kann schlafen recht fein und nett;
Ich wünsche der gnädigen Comtesse ein goldenes Pincel,
Auf's andere Jahr einen hübschen jungen General;
Ich wünsche der gnädigen Comtesse einen Kranz von Rosen und Nelken,
Damit ihre Schönheit kann niemals verwelken.
Ich wünsche dem jungen Grafen Bill das grüne Kraut,
Auf's andere Jahr eine hübsche, junge Braut,
Ich wünsche dem jungen Graf Bill Dinte und Feder,
Damit er kann schreiben auf Papier und Leder,
Dazu eine grüne Axtaswest!
Damit er keine Braut nicht verläßt. —
Dieser kurze Wunsch ist aus,
Der Segen Gottes komme ins herrschaftliche hohe Haus.
Jetzt seh' ich ab den Kranz
Und gehe hin zum Tanz

*) Wir geben dieses sogenannte „Gebot“ mit einigen Abkürzungen genau nach dem Original als eine Probe der Barziner Volkspoesie.

Und denke an die Fröhlichkeit,
Jedes Ding hat seine Zeit.
Ich bin noch jung von Jahren,
Ich habe nicht viel erfahren,
Ich bin noch jung von Ehren,
Was ich nicht weiß, das lern' ich noch Lehren!"

Fürst Bismarck hat mit aufrichtigem Ernste freundlich zugehört und nimmt dankend die Krone an. Dabei weist er mit einigen ermunternden Worten auf den Segen der Arbeit hin. Dann eröffnet er mit der Ehrenjungfrau sogleich auf dem Schloßhofe den Tanz, zu dem die Musik aufspielt. Der Hofmeister nähert sich mit ehrfurchtsvoller Verbeugung der Fürstin und bittet gleichfalls um die Ehre des Tanzes, welche ihm auch in Form eines Rundganges um den Schloßhof bewilligt wird. Ein wackerer, gebräunter Burche mit dem eisernen Kreuz auf der Brust erfreut sich des Vorzuges, die Gräfin Marie zum Tanze führen zu dürfen, und Graf Bill beglückt eine schmutze Hofmagd auf gleiche Weise. Im bunten Reigen schwingen sich die übrigen Paare. Nachdem die Familie des Fürsten sich zurückgezogen, wird der Tanz in einer für diesen Zweck besonders eingerichteten Remise fortgesetzt. Für die Bewirtung mit gutem Bier und kräftigem Imbiß ist reichlich Sorge getragen. Noch lange dauert das ländliche Fest in ungebundener Fröhlichkeit fort.

Am frühen Morgen des andern Tages sind wieder alle Hände in Thätigkeit. Hier wird noch ein Wagen entladen, dort hört man die Schläge der Dreschmaschine und das Klappern der Flachsichwingen, dort sieht man schon den Rauch der Kartoffelfeuer aufsteigen. Fürst Bismarck reitet über die kahlen Stoppelfelder.

Die junge Dorfmagd, welche die Ehre genoß, mit dem Fürsten zu tanzen, gedenkt derselben noch mit gerechtem Stolze; aber die Freude sollte ihr nicht ganz ungetrübt bleiben. Eines Tages brachte ein neßlicher Dorfbursche aus der Stadt das Berliner Witzblatt, den Kladderadatsch, mit, in welchem der Vorgang des Erntetanzes in Varzin bildlich dargestellt war. Aber anstatt des schlanken jungen Mädchens, wie wir es kennen gelernt haben, sah man hier eine auffallend starke und schwerfällige Person, welche den Fürsten beim Tanzen ganz auf eine Seite herunterzieht. Der Zeichner hatte in der Großmagd eine Großmacht personifizirt, welche den Reich-

seiner Anwesenheit in Varzin von vielen Seiten zugebracht werden; immer aber geht dies doch nicht an. Es war am 19. August des vorigen Jahres um die Mittagstunde, als die Kunde nach Varzin kam, es sei eine ganze jugendliche Heerschaar über Wuffow im Anrücken. Aus dem Walde schallten Trommelwirbel und Hornsignale. Unter Vortragung von drei großen

geraden Weges auf das Schloß zu. Es war eine ganze Schulklasse, mehr denn fünfzig Knaben, welche sich aus dem zwei Meilen entfernten Bollnow unter Führung ihres Turnlehrers E. Bartel auf den Weg gemacht hatten, um den Reichskanzler hier zu begrüßen. Eigentlich war der Tag vorher, der Jahrestag von Gravelotte, für die Turnersfahrt bestimmt gewesen, allein starkes Regenwetter hatte sie genöthigt, dieselbe um einen Tag hinauszuziehen.

Auf dem Schlosse wurde ihnen der etwas niederdrückende Bescheid, daß der Fürst soeben mit seiner Tochter und seinem Privatsekretär Grafen Eulenburg spazieren geritten sei und vor einigen Stunden wohl nicht zurückkehren würde. Einige Stunden, das war eine lange Zeit für die jungen Söhne Bollnows, die bereits vor Begierde brannten, den mächtigen Kanzler des deutschen Reiches von Auge zu Auge zu sehen. Unterdessen erholten und stärkten die Knaben sich im Dorftruge, der Lehrer ging erwartungsvoll zwischen diesem und dem Schlosse hin und wieder.

Um vier Uhr kam der Fürst von seinem Ritte zurück, fand aber nun bis zur Mittagstafel nur gerade so viel Zeit, um seinen Sohn, den erkrankten Grafen Wilhelm, zu besuchen und dann die Gäste seines Hauses zu begrüßen. Dem Lehrer ward daher der Bescheid, er möge sich mit den Knaben einstweilen im Park umsehen und sich um sechs Uhr im Schlosse einfinden. Ein Gärtnergehilfe wurde ihnen zur Führung mitgegeben.

Nun wurde der Park nach allen Richtungen durchstreift und bewundert, und auf dem hochgelegenen Rondell, wo das Tempelchen sich erhebt und die ganze Hauptfacade des Schlosses sich übersehen läßt, von den jugendlichen Kehlen fröhlicher Gesang angestimmt: „Wer hat dich, du schöner Wald, aufgebaut so hoch da droben“ u. s. w. Sie hatten auch bald die Freude zu sehen, daß sie vom Schlosse aus bemerkt wurden; denn mehrere Herren und Damen traten auf die Veranda hinaus. Daß auch der Fürst unter den ersteren war, schloß der Lehrer daraus, weil die bekannte große Ulmer Dogge Sultan voraufsprang und zwar nach beiden Ausgängen, als wollte sie untersuchen, ob das Feld rein sei.

Zur festgesetzten Stunde waren die Knaben im Schlosse und wurden in ein Zimmer geführt, wo sie gedeckte und reich besetzte Tische und ein aufgelegtes Faß bairisch Bier vorfanden. Nachdem sie beiden tapfer zugesprochen und sich in eine gemüthliche Laune versetzt hatten, traten sie wieder an undkehrten mit Musik nach dem Krüge zurück.

Eins aber fehlte doch zur Vollendung ihrer Freude. In Varzin gewesen und Bismarck nicht gesehen, das wäre ja fast so unerhört, als wer weiß sonst was! Während die Kinder vor dem Krüge zur Freude der Dorfbewohner noch einige Lieder sangen und auf den mitgenommenen Instrumenten spielten, erschien vom Schlosse her der Fürst, einen derben Naturstoc in der Hand und wieder von dem treuen Sultan begleitet, und schritt gerade auf die jugendliche Ver-



Erntefest auf Varzin.

Reichsbannern näherte sich das Völkchen, sämmtliche Knaben in Turnanzügen, die Mützen mit Eichenlaub geschmückt und Eichenzweige in den Händen, und zogen dann in militärischer Ordnung mit klingendem Spiel, den kleinen Tambour-Majoc an der Spitze, in das Dorf ein. Staunend sahen ihnen von den Thüren und Fenstern die Leute nach; sie aber marschirten

Lehrer daraus, weil die bekannte große Ulmer Dogge Sultan voraufsprang und zwar nach beiden Ausgängen, als wollte sie untersuchen, ob das Feld rein sei.



Im Arbeitszimmer des Fürsten.

Die junge Dorfmagd, welche die Ehre genoß, mit dem Fürsten zu tanzen, gedenkt derselben noch mit gerechtem Stolze; aber die Freude sollte ihr nicht ganz ungetrübt bleiben. Eines Tages brachte ein neßlicher Dorfbursche aus der Stadt das Berliner Witzblatt, den Kladderadatsch, mit, in welchem der Vorgang des Erntetanzes in Varzin bildlich dargestellt war. Aber anstatt des schlanken jungen Mädchens, wie wir es kennen gelernt haben, sah man hier eine auffallend starke und schwerfällige Person, welche den Fürsten beim Tanzen ganz auf eine Seite herunterzieht. Der Zeichner hatte in der Großmagd eine Großmacht personifizirt, welche den Reich-

sammlung zu. „Ich sagte bloß: „Jungen, der Fürst!“ so erzählt der Lehrer Bartel selbst. „Dies Wort wirkte wie ein Blitzschlag auf sie. Im Augenblick standen sie alle in Reih' und Glied und warteten der Dinge, die kommen würden. Der Fürst trat auf uns zu und begrüßte uns recht herzlich. Ich wurde von ihm mit einem echt deutschen Händedruck geehrt, den ich mein Lebelang nicht vergessen werde.“ Dann fragte er nach der Route, welche die Knaben auf dem Hinmarsche genommen, nach den Dörfern, die sie passirt hatten, lobte das Unternehmen und fragte die Kinder, ob sie auch sehr müde seien, was von ihnen einstimmig verneint wurde. „Drollig sah es aus,“ so fährt Bartel fort, „wie zutraulich die kleinen Burschen den großen Mann umringten und ihn so fest ansahen, als wollten sie sich sein Bild unvergänglich in die Seele prägen. Auch ihm sah man an, wie ihn die Zudringlichkeit der Kinder erfreute. Er richtete freundliche Worte an einzelne, strich diesem die Backen oder legte einem anderen die Hand auf die Schulter. Das Bild machte auf mich den Eindruck, als ob ein Vater im Kreise seiner Lieben steht. Auch aus unseren Augen lachte helle Freude über die Würdigung, die uns widerfahren.“

Nachdem der Fürst mit dem Wirth des Kruges einige Worte in Betreff des Nachtquartiers gesprochen, reichte er dem Lehrer nochmals die Hand und wünschte Allen „eine recht gute Nacht“. Ein dreimaliges Hoch dem Schöpfer des deutschen Reiches ertönte aus den jugendlichen Kehlen und wurde von Trommelwirbeln begleitet. Dann stimmten sie wieder ihre Gesänge an: „Es braust ein Ruf wie Donnerhall“ und „Bei Sedan war die große Schlacht“ u. Der Fürst verzögerte absichtlich seine Schritte und folgte dem Gesange. In der Biegung der Dorfstraße nach dem Wirthschaftshofe kehrte er sich noch einmal um und erwiderte die erneuerten Lebewünsche, indem er seine Schirmmütze freundlich in der Luft schwenkte. Dann verschwand seine hohe Gestalt in den Waldschatten. Später kehrte er noch einmal für einige Augenblicke zurück, um sich selbst von der Einrichtung der Schlafstellen für seine kleinen Gäste zu überzeugen.

Das Nachtlager ward auf dem Heuboden des Kruges aufgeschlagen. Da lagen die kleinen Burschen bis über die Ohren im Heu; der Lehrer hatte fürsorglicher Weise sein Lager gerade an der Lücke des Bodens gewählt, damit keiner über Nacht hinunterfallen könnte. Die Nacht schliefen alle vor Ermüdung prächtig; als aber der Morgen kam und einer nach dem anderen sich erhob, da wurde es doch auf dem kleinen, niedrigen Boden etwas eng für alle, und der Lehrer mußte auf allen Bieren sich durchwinden, um die Ordnung zu erhalten.

Nach dem Frühstück ließ ihnen der Fürst die Papierfabrik in der Fuchsmühle zeigen und den Vergang durch einen dortigen Beamten erklären. Dann trat die kleine Turnerschaar mit klingendem Spiel und fliegenden Fahnen frohgemuth den Marsch in die Heimath an, wo sie bereits sehnsüchtig erwartet und so jubelnd empfangen wurden, als ob sie von einem siegreichen Feldzuge zurückkehrten.

„Die Reise und das Zusammensein mit unserem großen Staatsmann,“ sagt Herr Bartel, „hat einen solchen Eindruck auf mich gemacht, daß ich diesen Tag den aller schönsten meines Lebens nenne. Die Kinder freuen sich und erzählen heute noch davon, als wär' es gestern gewesen. Wir werden diese Turnfahrt nie vergessen und noch unsern Nachkommen erzählen, daß wir den größten Staatsmann der Welt gesehen und gesprochen haben und von ihm freundlich bewirthet wurden. Immer wird sein Bild in unserm Gedächtniß fortleben. Gott erhalte ihn uns noch recht lange; denn seine Kraft ist auch in Schulweisen mächtig!“

So oft Bismarck nach Varzin geht, verkundet in den Zeitungen von großen Staatsactionen, die sich vorbereiten, und die Sage dichtet ihm eine geheimnißvolle, wunderbare Thä-

tigkeit daselbst an, nicht mit Unrecht, denn die Ruhe in Varzin ist für ihn nur das Athemschöpfen zu neuer Kraftanstrengung. Der Geist, dessen Spannkraft unter der fortwährenden Last der Staatsgeschäfte nachlassen müßte, findet hier in der Ruhe zugleich neue Gesichtspunkte, große Ziele. In Bismarck's Natur liegt jenes treibende Vorwärts, jener rastlose Schöpfungsdrang, der ihn selbst auf dem Krankenlager ausrufen läßt: „Schickt mir nur keinen Secretär, sonst arbeite ich doch!“ — Auch wenn er, vom Schlaf gemieden, von seinem Lager aufbricht und, achlos auf den Pfad, in die stille Waldnacht hinausstreitet, dann ist es der Genius des deutschen Volkes, den seine Gedanken suchen.



Fürst von Bismarck und die kleinen Rekruten.

Still ist's um das alte Herrenhaus, zwischen Wolken und Wipfeln wandelt der Mond, die weißen Statuen im Park leuchten in seinem Schimmer. In den Waldeskronen rauscht es leise, wie wehende Rutenprüche, und die alten Eichen stehen wie träumende Helden. Ueber den Wiesen brauen die Nebel, aus dem schwankenden feuchten Meere heben sich geisterhafte Gebilde. Ist's nicht ein wallender Mantel dort um eine redenhafte Gestalt mit Scepter und Kaiserkrone? Ist's nicht ein Weib mit langem, wehendem Haar, weit vorgebeugten Leibes, das immer höher, immer mächtiger sich emporrichtet, die Linke gestützt auf den Schild, in der Rechten das flam-

In einem Tempel der Pariser Mode.

Werde nicht schon über den Titel ungebildig, gut patriotisch gesinnte deutsche Hausfrau! Wir wollen für die Pariser Moden keine Lanze brechen, nicht für Luxus und Verschwendung Fahnen schwenken, sondern mit einem ironischen Lächeln zwei Pariser Freundinnen, Madame Noir und Madame Blanc, zu einem der berühmten Pariser Kleiderkünstler begleiten, welche nach Madame Noir und Madame Blanc sociale Größen sind. Zauberer, welche aus den Geweben von Lyon, Roubaix, Mühlhausen u. s. w., den Spitzen Mecheln's und anderer Orte jene Schöpfungen zu Tage fördern, vor denen — nach Madame Blanc und Noir — Wien und Berlin und Petersburg anbetend niederstinken. Wir haben die Behauptung, daß Monsieur ein „Künstler“ sei, zu bezweifeln gewagt, wir waren sogar so taktlos, seine Mission, die große Frage der Damenbekleidung in einer dem Gegenstand angemessenen Weise zu lösen, vom unwürdigen Standpunkt der Geldfrage zu kritisieren. Aber da kamen wir schon an! Wie? rief die reizende Madame Blanc, wie, ist es kein Verdienst, unserem Geschlecht jene herrlichen Kostüme gegeben zu haben, die der Schönheit des Weibes erst ihre gebührende Weihe geben? Verdient das Genie, das aus der Fülle seines Geistes diese Gebilde schuf, keine Anerkennung? Beobachten Sie ihn in seinem Atelier (nur ein völlig entarteter Geist würde die Ungeheuerlichkeit begehren, diesen von dem „Genie“ mit seiner Person beehrten Räumen den rohen Namen „Schneiderwerkstatt“ zu geben!), folgen Sie seinen „Studien“, gewahren Sie, wie unter seinen magischen Händen aus dem Rohmaterial zarte, wahrhaft poesiervolle Gebilde hervorgehen, und ich bin fest überzeugt, aus seinem Verleumder werden Sie sein Bewunderer werden.

Und mit diesen und ähnlichen Argumenten nöthigen mich Mesdames Noir und Blanc, sie auf einem Gange zu ihrem Gözen, den wir hier Monsieur Collier nennen wollen, zu begleiten, um mich durch eigene Anschauung von der Unrichtigkeit des bislang gegen den „Künstler“ gehegten Vorurtheils zu überzeugen.

Ich trete mit meinen Damen durch eine Doppelthür, die auf eine mit biden Teppichen belegte breite Treppe führt. Zu beiden Seiten derselben sind in großen Porzellantöpfen perennirende kleine Bäume aufgestellt, eine zwerghaftige Avenue bildend. Von der Decke hängen geschmackvoll geflochtene Körbe, reich gefüllt mit schönen Blumen, meist Camellen und Lilien, herab; die Luft ist von einem eigenthümlichen Parfüm erfüllt, am stärksten ist der Geruch von poudre de riz. Welch reges Leben herrscht hier! Der Verkehr scheint aus unaufhörlich auf- und niedersteigenden Processionen hübscher Frauen und Mädchen zu bestehen, so daß wir eine Idee von der stattlichen Anzahl Bewunderer des großen Monsieur Collier erhalten.

Im ersten Stock ist ein geschäftiges, ziemlich geräuschloses Gehen und Kommen, jenes geheimnißvolle, die Anwesenheit des schönen Geschlechts ankündende Rauschen wahrnehmbar, wie eine Mischung der verschiedenartigsten Wohlgerüche.

Aus den auf jeder Seite befindlichen, sich fast unausgesetzt öffnenden und schließenden Flügelthüren treten junge Mädchen, deren hübsche Gestalten in Costüme gehüllt sind, die sechs Monate später Mode sein werden; die Köpfe dieser eleganten jungen Wesen sind mit seltsamen, ja wunderbaren, noch nicht vom Publicum acceptirten Chignons bedeckt. Diese, dem Dienste des luxuriösen Fortschrittes geweihte Mädchen begleiten die sich entfernenden Kundinnen, denen sie die höflichsten Versicherungen erteilen über baldige Ablieferung der bestellten Modeartikel, während sie die ankommenden mit hübsch gedrechselten, augenscheinlich zum Gebrauch vorräthigen Phrajen



Das alte Herrenhaus zu Varzin.

mende Schwert? Traumbilder sind's, Gebilde der Phantasie, sie erhalten aber Leben und Bedeutung durch den, der sie schaut. *)

*) Wir nehmen gerne Veranlassung, auf das vom Verfasser der obigen Skizzen neuerdings erschienene Werk: „Fürst Bismarck, ein Zeit- und Lebensbild für das deutsche Volk, von Fedor von Köppen, illustriert von H. Wilders, Leipzig 1875, bei Otto Spamer, aufmerksam zu machen. Die Redaction des Bazar.

